

Digitales Brandenburg

hosted by **Universitätsbibliothek Potsdam**

Wohlthäter der Menschheit

Arnim, Theodor

Leipzig, 1887

Sir Dschemschidsi Dschidschibhoy, der Flaschenfürst, der berühmte Parsikaufmann, Indiens großer Wohlthäter.

urn:nbn:de:kobv:517-vlib-6669



Sir Dschemschidsi Dschidschibhon,
der Flaschenfürst,
der berühmte Parsikaufmann, Indiens großer Wohlthäter.
Geboren 1783, gestorben 1859.

In allerlei Volk, wer Gott fürchtet und recht thut,
der ist ihm angenehm. Apost. 10, 35.

In einer Reihe von Lebensbildern haben wir unsern Lesern das Wirken einer Anzahl verehrungswürdiger Männer vorgeführt, welche den Bedrückten und Mißachteten die helfenden Hände gereicht und zur geistigen Hebung und zur Besserung der Lage ihrer Mitmenschen ihre ganze Kraft verwendet, für die Erreichung der höchsten Ziele unsres Geschlechts gelebt, gestrebt und gelitten haben. Sie, die wahren Menschenfreunde, gehören eigentlich weder einem Glauben, noch einem Volke, sie gehören der ganzen Menschheit an.

Um ein edler Mensch genannt zu werden, braucht man nicht gerade ein Bekenner des Christentums zu sein. Der Edle, welcher wie ein Christ handelt, ist — sei er Jude oder Heide — vor dem Herrn ein Christ. Hat es doch zu allen Zeiten solche „Wohlthäter der Menschheit“ gegeben, deren Herzensreinheit und aufopfernde Nächstenliebe solch ein christliches Gepräge zeigte, daß sich ihnen mit Recht unsre Verehrung in gleichem Grade zuwendet als der Handlungsweise und dem Beispiele der vornehmsten Bekenner unsres christlichen Glaubens. Zu diesen verehrungswürdigen Menschen gehört im Altertum der Chinese Kon-fu-tse, gehören der indische Königssohn Siddhartha, der Buddha, Urheber des Buddhismus, die heidnischen Philosophen Sokrates und Plato, gehören der edle Moses Mendelssohn, der treffliche Moses Montefiore, zu ihnen zählt auch jener arme Jude von Wilna, über dessen Lebensgang seiner Zeit eine große Anzahl deutscher Blätter Mitteilungen gebracht haben.

In Wilna hatte vor länger als einem Jahrzehnt ein Leichenbegängnis stattgefunden, bei dem, wie die einen versichern, drei Viertel, nach andern mindestens die Hälfte der litauischen Metropole sich auf den Beinen befand. Der so geehrte Mann, bei dessen Bestattung alle Läden sich schlossen, war nicht etwa ein gewaltiger Kriegsheld, ein adliger Staatsmann oder ein reicher Kaufmann, es war nur — ein jüdischer Bettler, Namens Szymel Elizgob, auch „Kastan“ genannt.

Dreißig Jahre lang ist derselbe in der elenden Kleidung eines polnischen Juden der niederen Klasse, mit einem Stab in der einen und einer Sammelbüchse in der andern Hand, Tag für Tag in den Straßen Wilnas unter dem Ausrufe: „Denkt der Armen, Witwen und Waisen!“ herumgewandert.

Im Laufe dieser Zeit hatte Szymel über hunderttausend Thaler zusammengebracht und von dieser bedeutenden Summe auch nicht einen einzigen Pfennig für sich selbst verwendet. Ohne Rücksicht auf den Glauben wendete sich sein ganzes Sinnen und Trachten der leidenden Menschheit zu. Er wußte jederzeit, wo in seinem Wohnorte ein hilfsbedürftiger Kranker daniederlag, und half allemal persönlich. Für Verarmte zahlte er die Mieten, für erkrankte Witwen und Waisen den Arzt und Apotheker und einer Menge Notleidender schaffte er kräftigende Kost, Holz und Kohlen. Für arme Kinder Schulgeld zu entrichten und sie mit Büchern zu versehen, darauf blieb ganz besonders sein Augenmerk gerichtet. — Zu jeder Zeit hielt er Nahrungsmittel vorrätig, die er täglich an einem bestimmten Orte verteilte. Seinen eignen Unterhalt gewann der unermüdlische Menschenfreund dadurch, daß er Zigarren und Schnupftabak versfertigte und des Abends verkaufte. Da der Mann bei einfachen Ansprüchen gesund blieb, so brauchte er für sich nur wenig. Familie hatte dieser seltene Menschenfreund nicht. Er blieb arm für sich, war reich für andre. Jeder Silberling, den er von seinem kümmerlichen Verdienste erübrigte, gehörte den Armen, ebenso kam jedes bessere Kleidungsstück, das ihm ein Gutherziger schenkte, sehr bald in den Besitz eines Armen, von dem Szymel jedesmal wissen wollte, daß er es nötiger als er selbst brauche.

Eine Warschauer Zeitung bemerkt über seine eigentümliche Fürsorge sehr richtig, daß wenn sich auch vom volkswirtschaftlichen Gesichtspunkte aus gegen die Wirksamkeit Szymel Slizgob's manches einwenden lasse, so verdiene doch eine solche beispiegellose Selbstverleugnung um so mehr Bewunderung, als Szymel ein höchst einfacher, ja ein ungebildeter Mann gewesen sei, dem nicht einmal die Triebfeder des Ehrgeizes zugeschrieben werden könne. Seine selbstlose Wirksamkeit war einzig und allein der Ausfluß eines an Menschenliebe unendlich reichen Herzens.

Jener Klasse von Menschenfreunden, deren ganzes Leben im Worte „Wohlthun“ aufgeht, ist auch jener vielgenannte Heide oder, wenn auch unrichtig, „Feueranbeter“, der erste indische Baronet, beizuzählen, der als einer der hervorragendsten unter den Wohlthätern Indiens unter diesen Lebensbildern nicht fehlen darf.

Die Völker Asiens haben sich meist der abendländischen Kultur gegenüber ablehnend verhalten. So lange es irgend möglich, suchen sie auch heute noch den Verkehr mit den Europäern auf das Unerläßliche zu beschränken; nur die Macht der Kanonen hat die Malaien, Chinesen, die Leute von Birma, Anam und Tongking und vordem die Völker Ostindiens zwingen können, die europäischen Nationen unter sich aufzunehmen. Heute wie vor Jahrhunderten benutzten sie jedegünstig scheinende Gelegenheit, um die mit Fremden eingegangenen Verträge zu brechen oder die ihnen aufgezwungene Oberherrschaft derselben zu vernichten. Nur in Ostindien gibt es ein Volk, die Parzen, welches sich in richtiger Erkenntnis der höheren europäischen Kultur den Briten ohne Rückhalt angeschlossen hat. Indes auch sonsthin unterscheiden sich die Parzen vorteilhaft von den übrigen Orientalen.

In Bombay, ihrem Hauptstz, geben sich fast alle Nationen Asiens und Europas ein Stelldchein. Neben dem Engländer, dem Gebieter Indiens, der von seinem Balankin aus ordnet, befehlt, nachschaut und Zucht und Ordnung, wenn auch nicht immer in gewinnender Weise, hält — arbeitet, lebt und strebt der sich abschließende Brahmine und der Befenner des Buddha, der glaubenseifrige Muselman und der Welthandelsmann, der Jude. Dort hält ein perjscher Kaufmann aus Ormüs oder Basra edle Stoffe oder süße Datteln feil; weiterhin sieht man den Araber, mit seinem ernst-dunklen Antlitz und dem langen, schwarzgefärbten Bart, Kaffee und Myrrhen zum Verkauf anbieten.



Ansicht von Bombay.

Auch sein Stammvater, der Beduine, hat aus Liebe zum Gold sein Zelt und die Wüste verlassen; er ist zu Schiffe gegangen, und der arabische Handelsgeist hat ihn, der doch von Haus aus kein Kaufmann ist, bis nach Bombay getrieben. Daß dem so ist, dies lehrt der erste Blick, ebenso wie man es dem kleinasiatischen Armenier sofort ansieht, daß er ein „geborener Kaufmann“ ist. An der hohen schwarzen Mütze und dem lose flatternden schwarzen Rock leicht erkenntlich, bildet er einen scharfen Gegensatz zu dem Bewohner des Reichs der Mitte, dem malaischen Schiffsreeber, mit seinem gelben, von einem mächtigen Strohhut beschatteten Antlitz. Diesem fehlt weder das blaue Kleid, noch dem Chinesen das charakteristische Prachtstück, der nationale Zopf. Der Jude ist, wo er sich zeigt, also auch hier, nicht zu verkennen, so wenig wie der Eingeborne von der Küste Abessinien und des Sudans.

Die bei weitem interessanteste Erscheinung aber von allen, die da handeln, feilschen und wuchern, ist der Parse. Mit Lebhaftigkeit drängt der gewandte Kaufmann sich durch das Gewühl; seine purpurfarbige Kopfbedeckung und sein weißes, sauberes Kleid machen ihn leicht erkenntlich. Blicken wir dem Mann ins-Gesicht, so finden wir ernste, regelmäßige Züge und einen energischen Gesichtsausdruck, wie ihn kaum noch ein anderer Orientale zeigt. Der Parse, der einzige für den Fortschritt im europäischen Sinne empfängliche Eingeborne des Morgenlandes steht dem Europäer geistig nicht nach.

Die Bevölkerung Bombays, welche 1664 aus nur 15 000 Menschen bestand, zählt heute 774 000 Einwohner. Darunter sind 45 000 Parsen (im ganzen britischen Ostindien 84 000) neben 400 000 brahminischen und 25 000 christlichen Hindus, 138 000 Mohammedanern, 15 000 Buddhisten, etwa 8000 Europäern, 4600 Negern, Arabern, Chinesen u. s. w.

Wann die Parsen nach Bombay kamen, läßt sich genau nicht bestimmen. Sie selbst behaupten, daß schon zu der Zeit, als in der Stadt noch die Portugiesen geboten, also um die Mitte des siebzehnten Jahrhunderts, ihre Vorfahren bereits daselbst gelebt hätten. Gewiß ist, daß schon 1671 auf dem Malabarhügel, einer ihrer Begräbnisstätten, ein „Turm des Schweigens“, gestanden hat.

Die Geschichte des parsischen Volkes ist eine wechselreiche. Die Parsen sind die Nachkommen der Perser, welche im Altertum eine so hervorragende Rolle spielten und zur Zeit des großen Cyrus und seiner Nachfolger einen maßgebenden Einfluß auf den Verlauf der Weltbegebenheiten ausübten. Als um Mitte des siebenten Jahrhunderts n. Chr. mit der Niederlage des letzten Königs Fezdegerd III. das Reich der Sassaniden zu Grunde ging, blieb unter der Herrschaft der fanatischen Mohammedaner den Bewohnern des alten Kulturlandes nur die Wahl zwischen Verleugnung ihres uralten Glaubens und der Annahme des Islam oder — Tod und Flucht.

Die große Mehrzahl fügte sich, äußerlich wenigstens, dem Zwange und ließ es zu, daß die Feuertempel und heiligen Stätten von den Weltstürmern zerstört oder in Moscheen verwandelt wurden. Aber selbst im Drange der Zeiten blieben viele Perser den erhabenen Lehren Zoroasters getreu und entzogen sich dem Zwange durch die Flucht in die Gebirge von Chorasan, wo sie lange Zeit ungestört lebten. Nochmals vom Fanatismus auch hier vertrieben, wandten sie sich nach der kleinen Insel Ormus am Eingange des Persischen Meerbusens. Doch wurde ihnen auch da nur kurze Rast vergönnt, und so verließen die Glaubensstreuen endlich im achten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung das Land ihrer Väter. Sie begaben sich nunmehr zu Schiffe nach Ostindien und stiegen wahrscheinlich zuerst auf der kleinen Insel Diu, im Südwesten der Halbinsel Kattivar, ans Land, von wo aus sie, wie es heißt, dem Ausspruche eines alten, angesehenen Priesters folgend, nach Gudscherat übersiedelten, wo als wohlwollender Gebieter ein Hindu, Dschadwa Rana, herrschte. Diesen baten die vertriebenen Parsen um Überlassung einer ruhigen Aufenthaltsstätte. Die Parsen fügten sich der Bedingung, die Sprache und Kleidung des Landes anzunehmen und ihre Waffen abzulegen, und blieben nun, vornehmlich bei Sandschan ansässig, seit 721 n. Chr. Jahrhunderte lang unbehelligt. Als jedoch die Mohammedaner auch Indien überfluteten und 1507 auch in ihre Niederlassungen eindrangten, legten die friedlichen Bebauer des Bodens die Pflugchar beiseite und griffen zu den Waffen.

Sie trugen auch in einer heißen Schlacht den Sieg davon; in einer zweiten kämpften sie nicht so glücklich und das Land verfiel der Herrschaft des Chan Aluf. Den wieder hart bedrängten indischen „Lichtfreunden“ blieb keine andre Wahl, als wie vor Jahrhunderten ihren Vorfahren. Doch auch in ihrer Drangsal blieben sie ihrem Glauben und ihren Überzeugungen treu; sie verließen ihre zweite Heimat und flüchteten vor der mohammedanischen Bedrückung in das Gebirge von Baharut. Dasselbst blieben sie zwölf Jahre und verbreiteten sich von hier aus nach Banka, Kaufari und Surate, wo bereits viele ihrer Stammesgenossen in guten Umständen lebten.

Wohlhabend und einflußreich sind die Parsen erst geworden, nachdem sie sich von Sandschan aus zerstreut hatten. Am mohammedanischen Hofe von Surate fanden sie wohlverdiente Gunst und gelangten infolge ihrer Redlichkeit zu Ehren als Diener und Beamte des Fürsten. Gegen Ende des sechszehnten Jahrhunderts wurden aus dem ackerbautreibenden Parsivolk geschäftige Handelsleute, und als die Europäer in Surate Faktoreien gründeten, verbesserte sich die Lage der Parsen noch mehr. Holländer und Engländer erkannten bald den Unterschied zwischen den anstelligen fleißigen Parsen und den übrigen Eingebornen. Namentlich haben sie sich als Mäkler außerordentlich bewährt und sind heute noch als solche in Bombay sehr geschätzt.

Die Gesamtzahl der Parsen übersteigt kaum die Ziffer von 100 000; außer in Bombay leben sie heute vorzugsweise in der Provinz Gudscherat. Einzelne, als Kaufleute, erscheinen sie auf allen Märkten des Morgenlandes, in Kalkutta wie in den hinterindischen und chinesischen Häfen; selbst von London und Liverpool aus, wo sich bereits eine große Anzahl niedergelassen, vermitteln sie den Handelsverkehr mit der östlichen Welt. Sobald sie an günstiger Stelle festen Fuß gefaßt, lassen sie sich die eignen Söhne oder arme Anverwandte nachschicken, damit denselben die Segnungen europäischer Bildung zu gute kommen.

Die Religion der Parsen ist noch heute fast dieselbe, wie sie elfhundert Jahre v. Chr. aus den erhabenen Lehren des Zarathustras (Zoroaster) — mit alten Irrtümern und neueren Fälschungen allerdings vielfach gemischt — hervorgegangen ist. Durch ihre Gebräuche und ihre Zeremonien irre geleitet, hat man lange Zeit die Parsen für Anbeter des Feuers, also für Götzendiener gehalten. Dem ist nicht so; die gebildeten Parsen weisen diese Meinung ganz entschieden zurück und sagen:

„Wir glauben so gut wie ihr Christen an einen einzigen, unsichtbaren Gott, den Schöpfer, Erhalter und Regierer des Weltalls. Die Verehrung anderer Wesen halten wir für Gotteslästerung. Wir betrachten Gott als ein ewiges Licht, welchem alles Leben, Wirken, Wachsen und Gedeihen, alle Güte und Macht entspringt, und deshalb ist es uns vorgeschrieben, während des Gebets das Gesicht immer der Sonne, irgend einem feurigen Lichte oder einer Flamme zuzuwenden, da wir diese als Symbol der höchsten Allmacht erachten.“

Doch haben sich bei Ausübung der religiösen Gebräuche durch die unwissenden Parsen aus den niederen Kreisen Anschauungen eingeschlichen, die darauf hinauslaufen, daß sie ihre Gebete nicht an den unsichtbaren Lichtgott, sondern an das Sinnbild, die Flamme, selbst richten, auch an die Sonne, ja an den Mond. In den heiligen Schriften der Parsen, dem „Zend Avesta“, verlangt dessen Urheber, Zarathustra, von allen seinen Bekennern Reinheit des Denkens und des Handelns. Dem entspricht auch die Sittenlehre der Parsen. „Die Tugend ist das

einziges wahres Glück in dieser Welt; die der Gottheit angenehmsten Opfer sind gute Handlungen. Aufrichtigkeit ist die Grundlage der Bervollkommnung, die Lüge ein verabscheuungswertes Laster. Jede gute That trägt ihre gute Frucht, wie jede Arbeit eine Schutzwehr für die Unschuld ist, ein Wall gegen die Versuchungen des Bösen. Müßiggang ist die Mutter der Armut und der Schande. Zu den höchsten Pflichten des Menschen gehören Wohlthätigkeit und Gastfreundschaft.“

Seitens einsichtsvoller Christen ist daher der Religion der Parsen niemals die Achtung ver sagt worden. Defan Prideox sagt: „Die Parsen verwerfen alle Bilder und verehren Gott nur unter der Gestalt des Feuers. Deshalb brennt in ihren Tempeln und in ihren Häusern ein ewiges Feuer, vor welchem sie ihre Andacht verrichten. Sie verabscheuen die Finsternis, weil sie für den Repräsentanten des bösen Gottes gilt, den Teufel der Christen.“ — Sir William Duseley äußert: „Es ist meine feste Überzeugung, daß auf den ersten parsischen Altären das Feuer zur Ehre des einzigen Gottes loderte, wie noch heute bei den Anhängern Zoroasters. Sie lehren den reinen, allmächtigen Gott (Ormuzd), welcher gütig gegen die Menschen ist und verabscheuen Ahriman, das böse Wesen, den Anstifter aller bösen Gedanken. Ihre Moral ist rein und auf Nächstenliebe gegründet.“

Das heilige Feuer bewachen die Priester der Parsen bei Tag und Nacht; es brennt in einer großen Pfanne und wird mit Sandelholz und andern wohlriechenden Stoffen unterhalten.

Die eingeschlichenen Mißbräuche fanden ihre entschiedensten Verteidiger an diesen Priestern — und an was für Priestern! Die wenigsten verstehen kaum ihre gottesdienstlichen Bücher; sie sind meist so unwissend, wie das gemeine Volk.

Zum Unglück ist das Priesteramt oder richtiger Priesterhandwerk noch immer erblich. Ein junger Mann wird nicht Priester, weil er sich die dazu erforderlichen Kenntnisse erworben, sondern weil der Vater zur Priesterschaft gehört. Ein Laie kann nie Priester werden; dagegen ist dem Sohne des Priesters erlaubt, irgend einen andern Beruf zu ergreifen. Somit bilden die Parsipriester eine besondere Kaste, obgleich dies den Lehren Zoroasters und den alten Religionsjagungen durchaus zuwider ist, und weil sie in der Mehrzahl ungebildete Menschen sind, so genießen sie in der Gemeinde auch nur geringe Achtung. Ist doch der größte Teil der vornehmeren Laienwelt bei weitem unterrichteter als sie und daher auch aufgeklärter. Unterdessen hat man eine Anstalt für Ausbildung junger Priester gegründet, in welcher die Zendsprache, Pehlwi und Persisch gelehrt wird.

Die erhabenen Morallehren der heiligen Bücher der Parsen haben durch alle Zeiten ihre Geltung behalten; in den Zeremonien ist allerdings durch äußeren Einfluß manches Fremdartige, namentlich aus der Hindureligion, mit in den Parsifultus übergeführt worden und verwuchs allmählich mit dem Volksleben. — In bezug darauf entschuldigt sich der Parse gewöhnlich mit dem Troste: „Unsre Väter haben es so gemacht“, und da der Afiate sehr gern annimmt, daß alles recht sei, was und wie es Vater und Großvater gethan, so hält es jetzt sehr schwer, die überkommenen Mißbräuche wieder zu entfernen. Ein Verein reicher und gebildeter Parsen, der „Rahnumai Masdiasma“, d. h. „die Gesellschaft für religiöse Bildung“, hat sich indes die Wiederherstellung der reinen Lehre durch Verbreitung guter Bücher und Flugschriften zur Aufgabe gemacht und wirkt mit Erfolg.

Auch die Zahl erleuchteter Priester hat sich vermehrt, und wenn auch noch in Minderheit befindlich, so begünstigt sie doch die Bestrebungen im Geiste unsrer Zeit.

Die Parsen gehen einfacher und prunkloser einher, als die Mohamedaner und überhaupt die Eingebornen Indiens. Ihre Kleidung ist dem heißen Klima des Landes angemessen. Bis zum sechsten Jahre tragen die Kinder die Dschablah, eine Art Kittel, vom Halse bis zum Fußknöchel reichend, und auf dem Kopfe die Topi.



Das heilige Feuer der Parsis.

An Festtagen wird die Parsijugend stattlicher ausgestattet; ihre Kleider sind dann von Seide, mit Gold- und Silberstickereien ausgeputzt. Wenn das Kind sechs Jahre und drei Monate alt ist, legt man ihm die Sudra und den Kusti an; ehe dies aber noch geschieht, wird es vor den Oberpriester gebracht und von diesem gesegnet. Die Sudra aus Leinen oder Seide wird im Zend Avesta, das „Gewand des guten Wandels“ genannt; der Kusti dagegen ist eine dünne wollene Gürtelschnur aus 72 Fäden, deren jeder eines der Kapitel des heiligen Buches „Zaschné“ bezeichnet; man unterläßt es nicht, die üblichen vier Knoten während der Zeremonie des Anlegens anzubringen.

Zu Hause trägt der Parse baumwollene Beinkleider, einen langen Rock mit Muffelgürtel, pantoffelartige Schuhe und eine seidene Mütze; beim Ausgehen zieht er einen Angraſa an, einen weiten Rock ohne Gürtel, deſſen Armel noch einmal ſo lang ſind wie der Arm, aber oberhalb deſſen Handknöchels aufgekrempekt werden. Über die Mütze oder daſſe Käppchen ſtülpt er einen meiſt dunklen Turban. Wohlhabende tragen lange Strümpfe, ſeidene Beinkleider und europäiſcheſes Schuhwerk. Bei Feſten wird noch eine weiße Dſchama übergeworfen, und der Piſſchori, eine faſt ellenbreite Schärpe, um den Gürtel geſchlungen.

Die Parſen, meiſt von ſchöner und kräftiger Geſtalt, ſind fleißig und redlich, flug und entgegenkommend, keineswegs kleinlich in ihrem Thun und Treiben. Sie erheben ſich vermöge ihrer Thätigkeit und praktiſchen Lebentüchtigkeit weit über die Eingebornen Indiens. Daher ſtehen auch die Firmen der Parſikaufleute im beſten Ruſe. Unter ihnen herrſcht ſolcher Biederſinn, daß ſelbſt die Mehrzahl der Geſchäfte ohne ſchriftliche Urkunden, nur auf Wort, Treu und Glauben, abgemacht werden. Bombay hat zu nicht geringem Teil ihnen ſeine heutige Handelsblüte zu danken.

Ein großer Teil deſſer Verkehrs von ganz Indien und China liegt in den Händen dieſer rührigen Leute, unter denen Millionäre genug genannt werden. Zur Gründung indiſcher Banken und Aktiengeſellſchaften haben ſie den Anstoß gegeben; kurz, wo eſ gilt, thätig einzugreifen und daſſe Verkehrsleben, Handel und Wandel zu heben und zu fördern, da ſind auch die Parſen mit ihren Kapitalien und ihrer Geſchicklichkeit bei der Hand.

Unerreicht im indiſchen Geſchäftsleben ſteht ihr reger Unternehmungſgeiſt da. Der Parſe Dſchemſchidsi Dorabdschi gehörte zu den erſten Eiſenbahnbauunternehmern von Hindoſtan. Er beſchäftigte lange Zeit gegen 18 000 Menſchen, für deren Unterhaltung und Geſundheit er eifrig Sorge trug. Die größten Viadukte und Brücken hat der unſichtige Parſe ausgeführt, obgleich ihm vormals alle Fachkenntniſſe abgingen. Seine Zuverläſſigkeit war ſprichwörtlich geworden, denn ſtets waren ſelbſt die ſchwierigſten Arbeiten biſ zum feſtgeſetzten Termin vollendet.

Mehr als die Hälfte der Parſibevölkerung Bombays gehört zum Handelsſtande. Man findet unter ihnen keinen Soldaten, woher ſich die lang gehegte Anſicht ſchreiben mag, daß die friedlich geſinnten Feueranbeter Anſtand nähmen, eine Flinte abzueſchießen.

Die Sache liegt ganz einfach ſo: Wenn ſich ein Parſe nicht zum Soldaten anwerben läßt, ſo weiß er eben nur zu rechnen. Er ſieht eben, wozu man kein Schlaupf zu ſein braucht, daß man durch gewerbliche Thätigkeit mehr zu verdienen im ſtande iſt als die ſieben Rupien, welche der indiſche Soldat monatlich erhält. Aber auch zu Beamtenſtellen drängt ſich der Parſe ſo leicht nicht heran, wie eſ von ſeiten der Hinduſ und Mohammedaner geſchieht, wiewohl einzelne hervorragende Männer vielfach als Beiſitzer den oberſten Landeskollegien angehören und als ſolche eine überaus erſprieglliche Thätigkeit entfalten.

Der Raum erlaubt unſ nicht, weiter auf die Eigentümlichkeit in Sitten und Gebräuchen dieſer intereſſanten Volkes einzugehen. In Rückſicht auf den Gegenſtand dieſer Darſtellung haben wir nur daſſe vorausgeſchickt, waſ unſ geeignet ſchien, um den edelſten und hervorragendſten Indier, welcher dem Volke der Parſen entſtammt, beſſer würdigen zu können.

Wahrhaftig großartig steht das Wirken des erst im Jahre 1859 verstorbenen parisischen Kaufmanns und englischen Baronets Dschemschidji Dschidschibhoy, unter allen Berufsgenossen in Indien von Himalaya bis hinab zum Indischen Ozean, aber auch unter den vordersten des Handelstandes der Kulturwelt Europas, wie der neuen Staatenbildungen Amerikas da. Kaum wird ein Volk einen edelsinnigeren Privatmann nennen können, der Wohlthaten in solch hochherziger Weise und in so großartigem Maßstabe gespendet hätte. Wie viele christliche Kaufleute spendeten wohl bei Lebzeiten über 20 000 000 Mark an Bedürftige und vom Unglück Heimgesuchte, wie viele verausgabten solche enorme Summen für alle Arten von segensreichen milden Stiftungen?



Straße in Bombay.

Diese oft gering geschätzten „Feueranbeter“ gehören zu jenen Menschen, welche ihre Nächstenliebe nicht in salbungsvollen Worten, sondern durch Thaten der Menschlichkeit, in Beweisen edler Denkart, kundgeben. Als im Jahre 1790 in Bombay Hungerstnot herrschte, speiste ein Parse allein täglich zwei tausend Notleidende, ohne Unterschied der Kaste oder Religion; ein andrer gar, Ardeschi Dady, nicht weniger als fünftausend.

Unter diesen warmherzigen Orientalen steht obenan der sogenannte indische Flaschenfürst. Es bereitet uns Freude, unsre Leser mit dieser ausgezeichneten Persönlichkeit näher bekannt machen zu können; möchte das edle Beispiel dieses Menschenfreundes zur Nachfolge anspornen.

Dschemschidsi Dschidschibhoy wurde zu Bombay am 15. Juli 1783 armen Eltern geboren, welche sich ihr Leben sauer genug werden lassen mußten und durch redliche Arbeit ihrer Herkunft sich würdig zeigten. Denn unter den Parsen gibt es keine Bettler und Bagabunden; alle gesunden Leute arbeiten, die Schwachen und Kranken werden von der Gemeinde verpflegt. Unter den Reichen findet ein wahrer Wettseifer statt, sich nützlich zu machen und der Not zu steuern.

Zur Zeit allgemeinen Notstandes mag es den Eltern Dschidschibhoy's nicht allzu wohl geworden sein, der Sohn aber, schon bekannt durch sein Goldpapierkäppchen von besonderer Form, durchwanderte damals in seinen spitzen Pantoffelschuhen und emsig geschäftig die Straßen der Stadt von morgens früh bis abends spät.

Raum sechzehn Jahre alt, verlor der junge Parse binnen Jahresfrist Vater und Mutter, welche ihm als einziges Erbteil, wie man erzählt, ein paar Weinflaschen hinterließen, alles, was vom Flaschenhandel des Vaters übrig geblieben. Doch waren dies schon einigermaßen beachtenswerte Dinge, denn es ward mit diesem Artikel in den indischen Hauptstädten ein ansehnlicher Handel getrieben. Dem Herkommen gemäß widmete sich Dschidschibhoy dem Geschäfte des Vaters; auch er war Flaschenhändler und von dieser seiner ersten Beschäftigung her erhielt er den Beinamen „Bottle-Wallah“ (Flaschenhändler), der ihm auch bis zu seinem Ende geblieben ist.

Der Bottle-Wallah war sehr zeitig verheiratet worden; denn es ist ein uralter Gebrauch Indiens, die Kinder schon im frühesten Alter miteinander zu verbinden. — Daß so junge Ehepaare noch keinen eignen Hausstand unterhalten, ist begreiflich; die Leutchen weilten daher bis zur angemessenen Zeit in der elterlichen Wohnung. Erst nach dem Tode des alten Dschidschibhoy vereinigten sich die Gatten.

Schon einige Jahre vor dem Heimgange des Vaters hatte unser Held, von seinem Schwiegervater dazu veranlaßt, die unumgänglich nötigen Handelskenntnisse sich angeeignet, um sein Geschäft mit besserem Nutzen zu führen. Er lernte damals die unter dem Kaufmannsstande Bomboys gebräuchliche Sprache lesen und schreiben; später machte er sich auch noch das Englische zu eigen. Das war aber auch alles, was zu seiner Vorbereitung für den kaufmännischen Beruf nötig erachtet wurde. Er gehörte indessen zu den kräftigen Geistern, welche, obgleich in der großen Armee von Handelsjüngern vorerst nur gemeine Soldaten, doch den Marschallstab im Tornister bei sich tragen. Alle Leute dieses Schlages eilen in der Regel im Sturmtritt vorwärts.

Der junge Handelsmann betrieb sein Flaschengeschäft nicht ohne Gewinn; bald sah er sich im Besitz von 120 Rupien oder 12 Pfund Sterling, und mit dieser Summe in der Tasche begab er sich behufs einer Speculation nach Kalkutta. Ein Jahr später von dort zurückkehrend, war sein Kapital auf 18 Pfund angewachsen; jetzt wagte er schon Handelsgeschäfte nach dem Innern Indiens einzuleiten. Damals muß er sich schon beträchtliches Vertrauen auf seine Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit erworben haben, denn es gelang ihm ein größeres Darlehn zu erhalten, wodurch ihm, in Verbindung mit von seinem Schwiegervater erhaltenen Mitteln, eine nicht unbedeutende Summe zur Verfügung stand. Er unternahm jetzt verschiedene lohnende Reisen, hatte aber das Unglück bei seiner vierten Heimreise zur Zeit der großen Kriege zu Anfang dieses Jahrhunderts — in die Hände der Franzosen zu geraten, welche sich des Schiffes bemächtigten, auf dem er sich befand. Zum Gefangenen gemacht und weggeführt, verlor er damit zugleich sein kleines Vermögen.

Seine Rolle schien ausgespielt. Angesichts der Küste des Kap der Guten Hoffnung litt das Fahrzeug, von welchem aus er oft sehnsüchtige Blicke nach der Richtung der Heimat gesendet hatte, Schiffbruch. Nur mit Mühe und Not gelang es ihm, das nackte Leben zu retten, und dennoch datierte von diesem Unglücksfall für ihn der Beginn eines günstigeren Schicksalswechsels. Denn mit dem Betreten der holländischen Küste — ein neutraler Boden — war der Parsi wieder ein freier Mann! —

Freiheit! — Herrliches Wort! Derjenige, der nie in Banden gelegen, der stets treiben konnte und durfte, was er thun mochte, weiß freilich nicht, was dies heißen will; aber ein Gefangener, der kennt das beseligende Gefühl, das in dem Worte Freiheit liegt. Zu seinem weiteren Glück interessirten sich der wackere menschenfreundliche englische Consul sowie einige Damen der Kapstadt für den Schiffbrüchigen und beschafften ihm die Mittel zur Rückfahrt nach Kalkutta. Gewiß hat keiner dieser Gutherzigen geahnt, daß der Mann, dem man diese Wohlthat erwiesen, sie dereinst an Tausenden wieder vergelten werde. Wohl hat die Erinnerung an das in der Kapstadt ihm widerfahrne Gute den braven Mann nie verlassen. Und so bestätigt sich auch hier die Wahrheit des alten Satzes, daß aus jeder guten Saat hundert-, ja tausendfältiger Segen entspringt.

In Kalkutta glücklich angekommen, beeilte sich Dschidschibhoy vor allem ein inbrünstiges Gebet des Dankes für seine Errettung dem darzubringen, welcher seine schützende Hand über Christen und Heiden, Parsen und Indier ausbreitet; dann erst begab er sich zu seinen Freunden, die ihn, den man für verloren gehalten, herzlich empfangen. Dem bewährten Manne ward wiederum und zwar noch größeres Vertrauen geschenkt; also gefördert, unternimmt der kluge Parsi immer ausgedehntere Reisen, von Ostasien bis nach China. Nach Verlauf von etlichen weiteren Jahren hat er bereits Beziehungen mit vielen großen Handelsplätzen, selbst in entfernteren Welttheilen, angeknüpft. Die leeren Flaschen sind den vollen gewichen, die leeren Theekisten reichbeladenen Theeschiffen, und was Indiens und Asiens Produkte und Schätze nur dem Handel darbieten, das sucht auch der sündige Geschäftsmann in den Bereich seiner Spekulationen zu ziehen. Von nun an gewinnen seine Geschäfte einen immer großartigeren Charakter; er betreibt sie in der Regel gemeinschaftlich mit mehreren Teilhabern, wobei seine Vorsicht und Klugheit gar oft deren Fehler wieder gutzumachen weiß. Seine Umsicht führt zu neuen Erfolgen, die er durch ein pünktliches und geregeltes Ineinandergreifen aller der unter seiner unmittelbaren Oberleitung stehenden einzelnen Handelszweige sichert. Nicht selten gelingt es ihm, mit geringfügigen Hilfsmitteln großartige Unternehmungen einzuleiten und zu einem glücklichen Abschluß zu bringen. Das allgemeine Vertrauen, welches seine Rechtchaffenheit, Gewandtheit und Vorsicht erweckt, sein umgängliches Wesen und freundliches Entgegenkommen fördert mächtig das rasche Emporkommen seines Geschäftes. Noch einige Jahre, und als Millionär kennen ihn Bombay, London, Amsterdam, Kairo, Madras, Ceylon, Java u. s. w.; in seinem Vaterlande bleibt er, obgleich hochgeehrt von jedermann, der „Bottle-Wallah“, der Flaschenfürst, ein Beinamen, der zu einem Ehrentitel wird für diesen Mann eigner Kraft, einen self made man (selbstgemachten Mann), wie die Engländer sagen.

Es durchstreifen seine Ostindienfahrer zu Duzenden die Meere, und alles ist sein Eigentum bis zur Spitze der Masten — Schiff und Inhalt; er verfügt außerdem

über eine Menge kleinerer Fahrzeuge, die er ausfendet, um seine Verbindungen mit Hinterindien, China und dem Indischen Archipel zu unterhalten. Seine Perlfischerbarken kehren mit reichen Ernten heim, und eine größere Anzahl, als ausgelaufen war, beginnt von neuem die Schätze der Meeres Tiefe zu heben.

Ungeachtet seiner ausgedehnten Handelsverbindungen ist dieser Ehrenmann nicht ein einziges Mal in eigener Angelegenheit in einen Prozeß verwickelt gewesen. Dagegen wurde seine Vermittelung oft von Freunden und Bekannten in Anspruch genommen, um ihre Rechtsstreitigkeiten zu schlichten.



Perlfischerbarken.

Durch Zunahme der Streithandel ist der parisische Nabob auf den Gedanken gekommen, behufs rascherer Ausgleichung solcher Vorgänge mittels Schiedsgericht — der Pantshay ats — einen eignen Fonds zu stiften, und es ist damit viel Heilfames bewirkt worden. Bereitwillig hat der Millionär die Mittel zu nützlichen und ehrbaren Zwecken mit vollen Händen dargeboten, doch für unlautere Dinge und Zwecke nie Geld verschwendet. Er war ein erklärter Feind des Bestechungssystems, „Khutput“, das auszunützen so viele der Kaufleute und der hohen Regierungsbeamten Indiens nicht verschmähten.

„Die Art, in welcher Sir Dschemschidsi Dschidschibhoy seinen Reichtum erwarb und verwendete“, sagte Lord Elphinstone 1856 als Präsident eines Meetings

aller Religionssekten und aller Parteien, welches die Errichtung eines Standbildes für den ausgezeichneten Parsen beschloß, „ist ebenso ehrenhaft für ihn, als der Gesamtheit nützlich. Durch strenge Rechtschaffenheit, durch außerordentliche Thätigkeit und Pünktlichkeit in allen Beziehungen, hat er ganz besonders dazu beigetragen, den guten Ruf der Kaufleute Bombays bis in die entlegensten Orte der Welt zu verbreiten“ „Sein ganzes Leben ist ein praktischer Beweis für die Wahrheit des Sprichwortes: Rechtschaffenheit ist die beste Politik, und in dieser wie in vieler andren Hinsicht ist er ein Vorbild, dessen Beispiel noch auf lange Zeiten hinaus zur Nachahmung auffordern wird.“

Schon 1822 hatte Dschemschidsi Dschidschibhoy durch seine außerordentliche Wohlthätigkeit und die Art seines Lebens die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Als eifriger Befenner des Parsiglaubens hat er allerdings zunächst die Wohlfahrt seiner Glaubensgenossen im Auge behalten, nie aber darüber die Forderungen der Humanität gegen Andersdenkende verleugnet. Auf der langen Liste seiner Stiftungen finden sich Gaben für kirchliche Anstalten, zum Bau von Tempeln für sein eignes Volk, und daneben wieder eine außerordentlich hohe Summe zum Bau eines Hospitals für Kranke aller Länder und Konfessionen. Bald läßt er Straßen, Brücken, Wasserwerke, Dhurmfallahs (Zufluchtsstätten für arme Arbeiter) bauen, bald hilft er Schulen errichten, die allen, ohne Unterschied der Abstammung und des Glaubens, zu gute kommen. Hunderte von Brunnen hat er an wüsten Orten graben lassen, er hat Wälder angelegt, ganze Ortschaften sind auf seine Veranlassung und durch seine Unterstützung dem Erdboden entstiegen; ganze Straßen der Parsistädte verdanken seiner Beihilfe ihre Entstehung, und zahlreiche Asyle in denselben bieten den Armen und obdachlosen Glaubensgenossen, doch auch Andersgläubigen Unterkunft. Hatte er also seinem Herzen Genüge gethan, so wendete sich sein Sinnen und Trachten vom Mitmenschen dem Mitgeschöpfe zu, dem Tiere, für dessen Leiden der Edle kaum weniger Mitgefühl zeigte wie für seinen Nächsten. Die bekannt gewordenen Summen, welche dieser Mann nach dem Herzen Gottes in den ersten zwanzig Jahren zu wohlthätigen Zwecken verausgabt hat, bilden ein fürstliches Vermögen, denn sie belaufen sich auf 2219810 Rupien (à 2 Mark), also auf $4\frac{1}{2}$ Millionen Mark. Darunter sind Posten wie: für notleidende Familien 44000 Rupien, für arme Hindus in Gudscherat 39000, für die Abgebrannten in Surate 30800, für Brunnen- und Brückenanlagen in Bombay 19000, für ein Hospital 160500, für eine Hebammenschule 30000, für die Mahim-Landstraße und andre Verbindungswege 177000, für ein allgemeines Einkerhaus in Bombay 50000, für eine Wasserleitung in Puni 180270, für Trinkwasserbehälter 29500, für eine Erziehungsanstalt armer Parsikinder 440000, an Witwen und hilfsbedürftige Schotten und Irländer 40000 Rupien &c. Die Zahl der von ihm besoldeten Beamten seiner verschiedenen Wohlthätigkeitsanstalten belief sich auf zweihundert!

Ziffernmäßig genau läßt sich die Menge Akte stiller Wohlthätigkeit zu gunsten verschämter Armer jedes Standes, in Asien wie selbst in der Welthandelsstadt London, die er mehrere Male besuchte, nicht feststellen. „Der große Heide mit dem Herzen eines großen Christen“, wie ihn eine Londoner Zeitung nennt, „wußte mit der einen Hand Gold zu machen, gleichzeitig aber streckte er die andre allen gefüllt entgegen, die mit einem Weh oder Lebensjammer zu ringen hatten.“

Was diesen heidnischen Samariter vor manchem unduldsamen Christen auszeichnet, läßt uns ihn nur noch achtungswerter erscheinen. Sein Herz schlägt begreiflich am wärmsten für seine Glaubensgenossen, sonsthin aber hat er bei all den zahlreichen kleinen Unterstützungen ebensowenig wie bei so vielen größeren Stiftungen gefragt, zu welcher Nation, Kaste oder Religion diejenigen gehörten, denen er seine Wohlthaten zukommen ließ; ihm war der Mensch die Hauptsache, gleichviel, ob Christ oder Mohammedaner; denn er verwarf jede Art von Engherzigkeit.

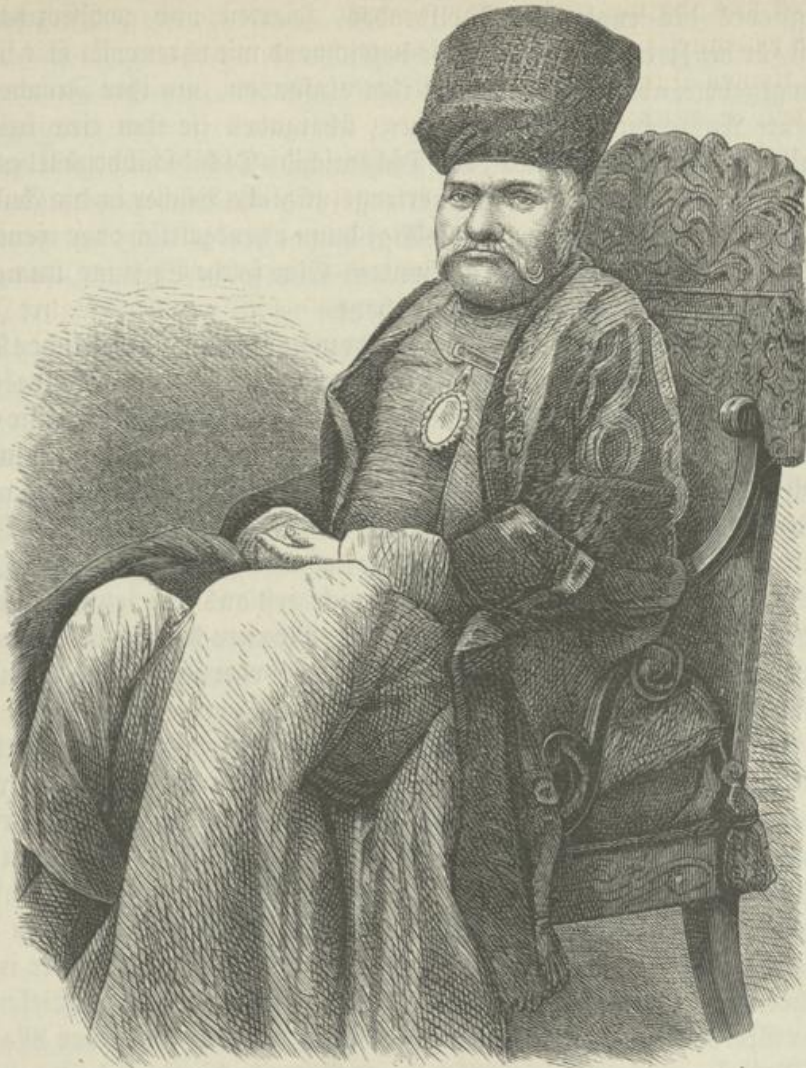
In seinem edlen Thun sah sich Dschemschidji Dschidschibhoy von seiner trefflichen Gemahlin eifrig unterstützt. Man sagt, daß diese warmherzige Dame, welche gleich vielen andern parisischen Frauen eine europäische Bildung besaß, ihre Juwelen hergegeben, um den Bau der mit einem Kostenaufwand von 18 000 Pfund (360 000 Mark) hergestellten Brücke zwischen Bombay und der Insel Salsette zu fördern, welche ihren Namen trägt. Zu der Summe von 100 000 Mark, welche ihr Gemahl für die Unterhaltung eines Dhurmjallah aufwandte, fügte sie eine Gabe von über 50 000 Mark bei. Die Summe aller von beiden herrührenden Spenden für Stiftungen und andre edle Zwecke werden verschiedenartig, von einigen zu 15 000 000 Mark, von andern auf 20, ja auf 25 Millionen Mark veranschlagt.

Längst ward der Name dieses merkwürdigen Handelsfürsten in seinem Lande wie außerhalb desselben mit Verehrung und von vielen mit Ehrfurcht genannt; sein Charakter und seine Eigenschaften waren in den höheren Kreisen der englischen Gesellschaft Indiens längst laut gepriesen worden; nicht minder würdigte man auch in der Metropole Englands einen, in solcher Ausdehnung selbst dort seltenen Wohlthätigkeitsinn. Die Kundgebung des Verhaltens dieses so großdenkenden „Heiden“ erregte Staunen und Bewunderung auch in den höchsten Kreisen. Die Beherrscherin Großbritanniens vernahm voll Rührung und Achtung das seltene Wirken und Thun ihres edelsinnigen indischen Unterthan, dessen sich nie verleugnende Anhänglichkeit an die englische Regierung man ihr mit Recht pries. Die Monarchin suchte nach einer besonderen Anerkennung für den „Feueranbeter“ und glaubte sie in der Verleihung des englischen Verdienstadels gefunden zu haben.

Jeder brave Mann stimmte von Herzen bei, als man noch während des Jahres 1842 erfuhr, die Königin Viktoria habe den würdigen Parsen zunächst durch Verleihung der Ritterwürde ausgezeichnet, welcher Ehre späterhin die Erhebung zum Baronet nachfolgte. Ein Jahr darauf empfing der Wohlthäter Indiens eine goldene Medaille, mit dem Bilde der Königin auf der einen und der seine Verdienste anerkennenden Inschrift auf der andern Seite: „Sir Jamsetjee Jejeebhoy, Bart., from the British Governement in honour of his munificence and his patriotism.“

Der „Bottle-Ballah“ hat zu verschiedenen Zeiten in London verweilt. Die hier bestehende Parfigemeinde hält es für ihre Pflicht, nicht in Vergessenheit geraten zu lassen, was sie in bezug auf die Menschenfreundlichkeit und den Edelsinn ihres Glaubensangehörigen in Erfahrung gebracht.

So erzählt man sich, bei Hofe habe sich ein englischer Bischof mit Sir Dschemschidji lebhaft unterhalten und ihm seine Bewunderung über seine unerhörte Freigebigkeit ausgesprochen. Da habe der Feueranbeter etliche Minuten lang bewegt in die untergehende Sonne, welche die hohen Fenster des Buckinghampalastes gerade mit ihrem Purpurgolde überflutete, geblickt und gesagt:



Sir. Dschemschidfi Dschidschibhoj.

„Alles kommt vom Lichte und schuldet also dem Lichte! Wir kennen in Indien eine Fabel unsrer Nachbarn, der Perser, und ich halte fest an dieser Fabel. Einst erschien ein Engel des „Gottes des Lichtes“ dem Nurodschi, einem vornehmen Perser. Der Engel schrieb mit einem Demantgriffel auf einer goldenen Tafel. „Was schreibst du?“ fragte der Perser. „Ich schreibe“, entgegnete der Engel, „die Namen aller derer, welche Gott lieben.“ — „Ist der meinige darunter?“ fragte Nurodschi, aber der Engel schüttelte das Haupt. „Dann schreibe wenigstens nieder“, fuhr jener fort, „daß ich meine Mitmenschen mein ganzes Leben lang geliebt habe, mit Herz, Seele — und Hand.“ In der nächsten Nacht erschien der Engel wieder mit Schreibtafel und Griffel. Und oben an der Spitze derer, die Gott lieben, stand der Name „Nurodschi“ des Persers leuchtend in Strahlen!“

Der christliche Bischof schüttelte dem Edlen in stiller Rührung die Hand. —

Die Weise, wie die Parsen die Erhebung ihres Stammesgenossen, des ersten indischen Mitgliedes des englischen Adelsstandes, feierten und gewissermaßen verewigten, ist für die Zoroastergläubigen so bezeichnend wie ehrenvoll. Sie haben ihm keine Feste gegeben; als sie sich aber bei ihm einfanden, um ihre Freude über die wohlverdiente Auszeichnung auszusprechen, übergaben sie ihm eine belangreiche Summe mit der Bestimmung, einen „Sir Dschemschidsi Dschidschibhoy's Übersetzungsfonds“ zu begründen, aus dessen Zinsenertrage nützliche Bücher in die Gudscheratisprache übertragen werden sollten, um selbige dann unentgeltlich oder wenigstens zu billigem Preise unter dem Volke zu verbreiten. Eine solche Stiftung war ganz nach dem Herzen Sir Dschemschidsi Dschidschibhoy's.

„Diese Ihre That“, sagte er, „ist mir mehr wert als alle die weltlichen Ehren, sie wird in der Todesstunde meine erhebendste Erinnerung sein. Meine Standeserhöhung hat nur vom nationalen Standpunkt aus für mich einen Wert, insofern sie eine Ehre für Indien ist. Vielleicht wird dadurch die Aufmerksamkeit der Königin in höherem Grade noch unserm Lande zugewendet. Übrigens werde ich eurem Fonds noch 3 Lakh Rupien (600 000 Mark) zulegen.“ So sprach und so handelte der hochherzige Mann.

Die vereinigten Bemühungen seitens vornehmer Parsen zur Hebung, Bildung und Erziehung des Volkes datieren übrigens nicht erst aus den letzten Jahrzehnten, vielmehr hatten seit geraumer Zeit gleichgesinnte Männer der Verbesserung des Erziehungswesens unter ihren begabten Landsleuten fördernde Aufmerksamkeit zugewendet und die Früchte jener Aussaat treten bereits in erfreulicher Weise zu Tage. Während die rechts- und staatskundigen Auskünfte und Zeugnishaften verschiedener Parsen beziehentlich der indischen Zustände schon zur Zeit der Revision der indischen Grundgesetzgebung Anerkennung fanden, hat seitdem auch die jüngere parsiische Generation nach mannigfachen Richtungen hin eine ersprießliche Thätigkeit entfaltet und ihre Anstelligkeit kund gegeben. Ein Parse bekleidete schon 1851 die Professur für Mathematik und Naturwissenschaften am Elphinstonekollegium zu Bombay; andre arbeiten auf englischen Schiffswerften oder stehen als Ingenieure im Dienste der britischen Regierung. Ja, obgleich die Religion Zoroasters ihren Befehlern das Reisen zur See verbietet, dienen doch junge Parsen in der englischen Marine, und strebsame Genossen verfolgen in England und Amerika die Fortschritte in den technischen Etablissemments beider Hemisphären. Die Engländer können die anstelligen „Feueranbeter“ zu allem gebrauchen; doch widerstrebt es dem praktischen Sinne dieses merkwürdigen Volkes, gleich den Juden, sich einer Thätigkeit hinzugeben, welche weniger einträgt als die Beschäftigung im Handel und Wandel.

Auch einem gleichberechtigten Zweige des Erziehungswesens, der Frauenbildung, wendete der parsiische Baronet seine Fürsorge Jahr für Jahr zu.

Um die Erziehung der weiblichen Jugend stand es noch zu Anfang dieses Jahrhunderts bei den Parsen so mißlich, wie bei den andern Völkern Hindostans. Die jungen Parsimädchen lernten noch vor wenigen Jahrzehnten so gut wie nichts. Die reichen, so meinte man in Indien, brauchten nichts zu wissen und die Töchter der Armen lehre die Not — beten, arbeiten und was mit dem Druck der Verhältnisse und des Kastenwesens eben noch zusammenhängt. Und auch hier gerade zeigen die für Bildung so empfänglichen und von der Natur hochbegabten Parsitöchter geistig sich so überaus verschieden im Vergleich zu den Frauen und Töchtern der Hindus.

Sicher bleibt das höherer Bildung zugängliche Verhalten der Parsifrauen nicht ohne Rückwirkung auf die Frauenwelt Indiens. Im eignen Hause wie nach außen nehmen vergleichsweise jetzt schon die Parsifrauen eine viel günstigere Lebensstellung ein als diejenigen der Hindus und Mohammedaner, welche nicht viel mehr sind als Sklavinnen. —

Von allen den Vornehmen und Einsichtsvollen aber, die ihre Bemühungen der Frauenbildung zuwandten, griff nun, wie schon erwähnt, keiner eifriger ein, diese Verhältnisse zu verbessern, als Sir Dschemschidji Dschidschibhoy. Obgleich streng an den Sitten und Gebräuchen seines Volkes festhaltend, war er doch vorurteilsfreier denn je ein Indier vor ihm. Er erkannte, daß Indien niemals besser regiert worden als unter der Herrschaft der Königin Viktoria.

Für die Erziehung seiner eignen Tochter gewann er eine Gouvernante aus England, und das Beispiel einer jungen Parsin aus reicher und angesehenen Familie, welche bereitwillig vieles Nachahmungswerte in bezug auf englische Sitten und Bildung in sich aufgenommen, ohne hierdurch den charakteristischen Gebräuchen des eignen Volkes abtrünnig geworden zu sein, wirkte auf ihre Stammesgenossen unzweifelhaft nachdrücklicher, als alle schönen und beherzigenswerten Worte über Frauenerziehung.

Jedes Jahr wurde durch neue, fürsorgliche Schöpfungen des unermüden Menschenfreundes geweiht.

Der Polytechnischen Anstalt, welche er ins Leben rief, schloß sich die Errichtung einer Zeichenschule an, mit einem Aufwande von 10 000 Pfund Sterling (über 200 000 Mark). Es war eine der letzten Wohlthaten des unvergeßlichen Mannes, welche er seiner Vaterstadt erzeugte. Die großartigste, folgenreichste aber hat er ihr durch Gründung des bereits genannten Hospitals sowie durch die außerordentliche Unterstützung einer Medizinischen Schule erwiesen. Hierdurch förderte er allerdings ein Werk, dessen voller Wert und hohe Bedeutung erst von den kommenden Geschlechtern recht gewürdigt werden wird. Denn die medizinische Wissenschaft stand und steht in Indien noch auf einer tiefen Stufe, und namentlich ihr wundärztlicher Teil existiert kaum erst. Von der Ausübung der Anatomie halten sich die eingebornen Indier am liebsten fern; sie ist den Hindus durch ihre Gesetzbücher geradezu verboten. Lange Zeit schien es erfolglos, diesem Vorurteil entgegenzutreten.

Was aber selbst die vereinigten Kräfte der angesehensten Männer nicht zustande brachten, das gelang Sir Dschemschidji Dschidschibhoy's Klugheit und Beharrlichkeit.

Die Inschrift an dem von ihm gestifteten Hospitale kennzeichnet am besten den Charakter dieses aufgeklärten Menschenfreundes sowie seine Glaubensreinheit. Sie besteht im wesentlichen aus folgender Kundgebung des Anlasses:

„Dieses Gebäude“, so heißt es, „ist errichtet auf Kosten des Sir Dschemschidji Dschidschibhoy, des ersten indischen Eingebornen, welcher zum britischen Ritter erhoben wurde. Hiermit meinte er eine ihm angenehme Pflicht gegen die Regierung, sein Land und sein Volk erfüllt zu haben. Zugleich diene es als Zeugnis frommer Dankbarkeit gegen den allmächtigen Gott, den Vater im Himmel, den Vater der Christen, der Hindus, Mohammedaner und Parsen, dargebracht mit demütigem, inbrünstigem Gebete um dauernden Schutz und Segen für seine Kinder und seine Familie, für sein Volk und sein Vaterland.“

Längst hatten die Parsen eingesehen, von welchem vielfachem Segen das Walten der britischen Regierung und der praktische Sinn der Engländer für Indien und dessen Fortentwicklung geworden war. Daher schreibt sich das Verhalten der gebildeten und einsichtsvollen Kreise der Halbinsel. Kein geringer Teil der kundgegebenen Anhänglichkeit seitens der Parsen ist dem Einfluß Sir Dschemschidsis zuzuschreiben. Seine Ergebenheit und sein Beispiel führte auch bei dem indischen Aufstande seine Glaubensgenossen auf die Seite der Briten, denen sie alle ihre Kräfte und ihre Mitwirkung zur Unterdrückung der Empörung der Sepoys, der eingebornen Truppenteile, liehen.

Die Parsen sind ungemein gesellig und gastfreundlich; gern feiern sie Feste und lieben es, Freunde und Bekannte bei sich zu sehen. Ihre Lebensweise ist zum Teil indisch, zum Teil europäisch; doch nähern sie sich immer mehr den englischen Gewohnheiten. Ihre wohnlichen Land- und Gartenhäuser zählen zu den schönsten in der Umgegend von Bombay — sind in einem trefflichen Geschmack erbaut und werden ohne Ausnahme reiner gehalten, reichlicher gelüftet und besser beleuchtet als die der Indier. Die Wände der Gemächer, in denen unser parsischer Baronet seine Freunde empfing, zieren Gemälde und Kunstgegenstände verschiedenen Ursprungs, sind bezeichnend für die edlen Liebhabereien ihres Besitzers.

Der Parse bringt bei jeder seiner täglichen drei Mahlzeiten der Vorsehung für das geschenkte tägliche Brot seinen Dank, und an dieser ehrwürdigen Sitte hielten auch unser Handelsherr und seine Hausgenossen fest, wie er denn überhaupt den durch Überlieferung und Herkommen geheiligten Gebräuchen seiner Landsleute allezeit treu blieb. Er beging mit den Seinen das Neujahrsfest und begab sich an diesem Tage, in neue Kleider gehüllt, in den Tempel zum Gebet; hierauf nahm er den Besuch zahlreicher Freunde an, bei welcher Gelegenheit das gebräuchliche Handeininanderlegen erfolgte, worauf man sich ein frohes, glückliches Neujahr wünschte. Die Armen werden an diesem Tage nicht vergessen, die Dienerschaft erhält neue Anzüge, und am Abend finden allerhand Lustbarkeiten statt. — Auch am Tage Farrohardin Dschafan, dem Allerseelentag der Parsen, huldigte der Bekenner der Religion des Lichtes dem vielhundertjährigen Herkommen; ebenso am Feste des Engels Ardibehest, als dem Schutzgeist des heiligen Feuers. Endlich schloß er sich nicht aus, wenn an der Meeresküste dem Schutzgeiste des Wassers Kotosnüsse, Zucker und Blumen geopfert wurden, ein Gebrauch, den die Parsen erst den Eingebornen Indiens entlehnten; nicht minder wohnte er dem Abdar Dschafan, dem „Feuerfeste“, bei; er warf gleich andern Feuerverehrern sein Sandelholz in die heilige Flamme und spendete dem Priester reichliche Gaben.

Der Parsibaronet war ein glücklicher Gatte, Vater und Großvater. Oft bemerkte man, mit welcher Befriedigung der ehrwürdige Greis, von Kindeskindern umringt, sich den Familienfreuden hingab. Außer seiner Tochter umgaben Sir Dschemschidsi Dschidschibhoy drei Söhne und die Schar Enkel. Der Väter Sitten treu, wohnte die ganze Familie, auch nach Verheiratung der Kinder, in einem und demselben Hause.

Von seiner edlen Gemahlin haben wir schon gesprochen; sein ältester Sohn, Kurse dschih Dschemschidsi, wie auch dessen Brüder, sind hochbegabte und angesehene Männer; das Vertrauen ihrer Mitbürger berief sie zum Amte eines Friedensrichters.

Aber auch als Mitglieder englischer Kollegien sowie als begeisterte Förderer der Erziehung der Eingebornen sind die Brüder würdige Nachfolger ihres Vaters geworden.

Aus dem von uns mitgetheilten Bilde des indischen Baronets sprechen Geist, Güte und Wohlwollen. Ein Berichterstatter des New-Yorker „Merchants Magazine“, welcher ihn 1850 besuchte, erzählt: „Die weiße Farbe seiner Haare und ein leichtes Zittern der Hände wiesen auf sein Alter hin; aber noch blickte sein Auge lebendig drein und strahlte von Güte, sein Benehmen war freundlich und heiter, denn sein Herz ist warm und seine Seele fleckenlos geblieben. Er lebte umgeben von allem, was das Alter verschönern kann, geehrt von seinem Volke, geliebt von seinen Freunden. Das wohlthuende Bewußtsein beseelte ihn, daß seine Bestrebungen, das Elend zu mildern und dem Unglück zu steuern, von demselben Erfolg gekrönt worden waren, wie seine großen Handelsunternehmungen. Er hat den schönsten Ruhm erworben, den Ruhm guter Thaten und rechtschaffenen Handelns!“

Erst in hohem Alter gab dieser Weltkaufmann seine Handelsthätigkeit auf. Treten wir an das Sterbelager dieses Gerechten. Der Arzt hegt keine Hoffnung mehr; der Sterbende wirft noch unsichere Blicke umher, während man seinen Körper bereits wäscht und salbt und ihm reine Kleider anzieht, denn so will es die Sitte seines Volkes. Der Priester an seiner Seite spricht mit erhobener Stimme: „Möge der Allmächtige dir alles verzeihen, was du gegen seinen Willen, seine Gebote und gegen die wahren Lehren Zoroasters gethan hast! Möge der barmherzige Gott dir einen guten und glücklichen Aufenthalt gewähren in der Welt, in welche du nun eingehen wirst!“ Der sterbende Menschenfreund nahm noch mit vollem Bewußtsein an dem Gebete teil, sonst hätte der Sitte gemäß sein Sohn oder ein Verwandter ihm die Gebetsworte ins Ohr flüstern müssen; dann hauchte der erste indische Baronet seinen letzten Seufzer aus. Er starb am 14. April 1859. — — — — —

So wie er gelebt, so ist dieser würdige Indier auch gestorben. Er hat bis zu seinem Tode Sitte und Herkommen geachtet und darauf Bedacht genommen, daß selbst nach seinem Hingang nirgends Anstoß gegeben werde. Er ist auch dadurch zum Beispiel für sein aufstrebendes Volk geworden.

In der Parsenstadt Gudscherat erhebt sich auf einsamer Höhe gelegen, der „Dhama, Turm des Schweigens“, einer der Tempel der Feueranbeter. Auf dessen oberes Plateau soll die Leiche des Verstorbenen dem Ritus der Parsen gemäß gebettet werden, dem „Feuer der auf- und untergehenden Sonne“ überlassen. Folgen wir der Beisetzung der Leiche.

Gesenkten Blickes und mit Wehklagen umstehen den Toten die Angehörigen des Hauses und viele derjenigen, denen er Wohlthaten erwiesen. Verwandte, Angehörige des Hauses und alle, die den Edlen liebten und ihm zu Dank verpflichtet waren, geben der Leiche des Parsikaufmanns das Geleit. Der Sitte gemäß wird der Leichnam des Verstorbenen in reine Gewänder gehüllt, auf einen länglich-runden Stein gelegt, bevor die Gebeine in den Feuertempel übergeführt werden. Da umgeben die weiblichen Verwandten den Toten, während die männlichen draußen in der Veranda auf Bänken Platz nehmen. Etwa zwölf Stunden darauf kommen die Nassifadars, Totenbestatter, und betten den Verstorbenen auf eine eiserne Bahre; Priester sprechen eine Stunde lang Gebete. Die Trauer ist tief, wahr und allgemein.

Am „Turm des Schweigens“ enthüllt man das Antlitz des Verstorbenen noch für einige Minuten; dann erst bringen die Träger den entseelten Körper zum Dhama. Denn erst wenn Raben, Geier und „das Gefieder, welches in den Wolken wohnt“, das Fleisch des Toten abgenagt haben und die Knochen durch einen eisernen Gratin eine Grube gefallen sind, dann nimmt man sie heraus und trägt sie in das dafür vorgeschickte Gewölbe. So will es die Sitte. Voll Trauer über den Heimgang ihres ausgezeichneten Glaubensgenossen lehren die Tausende, die ihm die letzte Ehre erwiesen, heim, dann waschen sie sich Gesicht und Hände und beten zu Gott um Gnade für den Dahingegangenen. Vier Tage wiederholt sich die Fürbitte in der Tempelhalle. Das Wehklagen verstummt nach und nach und weicht einer stillen Trauer.

Vergessen wird man den Flaschenfürsten unter seinem Volke nie; sein Andenken lebt fort in seinen Werken. Sein Testament enthielt noch lange Listen, „wem zu geben sei in Asien und Europa.“

Der City von London übermachte sein Sohn und Erbe von Bombay aus im Juni desselben Jahres 450 000 Mark als Legat seines Vaters für verschiedene Wohlthätigkeitsanstalten christlicher Barmherzigkeit der britischen Metropole; die City dagegen verlieh dem Sohne ihr Ehrenbürgerrecht.

„So endete selbst der Tod nicht die Güte dieses Nabob“, rühmen die englischen Blätter. „Keiner gab fürstlicher, keiner wohlgefälliger; wohl dem, der auch den Trunk Wassers belohnt.“

Der Name dieses Mannes nach dem Herzen Gottes würde von seinem Glaubensgenossen, wie überhaupt von den Edelbedenkenden aller Nationen, immerdar in Ehren gehalten werden, auch wenn ihm, dem Wohlthäter der indischen Menschheit, nicht auf einem der öffentlichen Plätze Bombays jenes prächtige, von *Marochetti* modellierte Denkmal von seinen dankbaren Landsleuten errichtet worden wäre. Denn an ihm hat sich erfüllt das Wort der Schrift:

„Das Andenken des Gerechten bleibet in Segen!“



Am „Turm des Schweigens“.